

Sebastian Haumann, „Schade, daß Beton nicht brennt...“. Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990 (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, Bd. 12), Steiner Verlag, Stuttgart 2011, 335 S., geb., 62,00 €.

Gentrifizierung, die Aufwertung innerstädtischer Wohngebiete und die anschließende Verdrängung der angestammten Wohnbevölkerung dieser Bezirke, ist ein Thema, das seit einigen Jahren auf der Agenda der öffentlichen Debatte steht. Während man sich auf der einen Seite am urbanen Wohnraum und traditionsreichen Altbauten erfreut, sieht man sich auf der anderen Seite seines Habitats beraubt und ergeht sich in Hasstiraden gegen Yuppies, Hipsters und Touristen. Es ist an der Zeit, dass derartige Phänomene zeithistorisch verortet werden und die Herkunft der hinter ihnen stehenden Entwicklungen beschrieben wird. Genau das gelingt Sebastian Haumann in seiner am DFG-Graduiertenkolleg „Topologie der Technik“ in Darmstadt entstandenen Dissertation – und noch Einiges darüber hinaus.

Aus einer dezidiert stadtgeschichtlichen Perspektive geht der Autor dabei der gegenwärtig in der Zeitgeschichte diskutierten Strukturbruch-These (Doering-Manteuffel/Raphael) nach und fragt, wie sich städteplanerische Leitbilder im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewandelt haben und welche Planungskulturen jeweils hinter den propagierten Konzepten standen. Haumann geht dabei von einer bis noch weit in die 1960er Jahre hinein wirksamen modernistisch inspirierten Stadtarchitektur aus, die sich anschickte, durch großangelegte Pläne Verbesserungen für die Lebensbedingungen vor allem der weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten erreichen zu können. Im Verlauf der 1960er Jahre entwickelten sich gegen derartige Vorstellungen einer zunehmend als bevormundend und allzu paternalistisch empfundenen Planungskultur auf Beteiligung der Betroffenen bauende Gegenkonzepte, die ihre Advokaten vor allem auch in den emanzipatorischen Bewegungen aufgeschlossenen Universitäten der 1968er-Jahre fanden.

Die Beispiele, die Haumann wählt – Philadelphia und Köln – erscheinen dem Leser auf den ersten Blick zunächst recht willkürlich ausgewählt. Der Hinweis darauf, dass sich Kölner Planer explizit auf das nordamerikanische Beispiel beriefen und dass sich in der westdeutschen Stadt Prozesse beobachten lassen, die zeitversetzt auch schon in Philadelphia eine Rolle spielten, können die leisen Zweifel an der Wahl der Vergleichsorte ein Stück weit ausräumen.

Äußerst überzeugend gelingt es Haumann, die Konflikte zwischen als Experten auftretenden Stadtplanern und ihren städtischen Auftraggebern und den Bewohnern der für die Planungsprozesse auserkorenen Stadtviertel herauszuarbeiten. Worauf der Autor dabei immer stößt, ist die Art und Weise, wie sich die Betroffenen – durchaus „eigensinnig“ im lüdtkeschen Sinne – vorhandener Strukturen bedienen, um so ihre eigenen Vorstellungen ihres Wohnumfelds zu kommunizieren. Dass diese keinesfalls immer sympathisch gewesen sind, ja von einem rassistischen (Philadelphia) oder ausländerfeindlichen (Köln) Grundtenor begleitet gewesen sein konnten, die den auf sozialen Ausgleich ausgerichteten modernistischen Vorstellungen der Städteplaner mit der Kraft des Ressentiments antworteten, wird vom Autor gut herausgearbeitet; ihm gelingt es so, auch die problematischen Folgen von Bürgerbeteiligung zu exemplifizieren, die immer dann auftreten, wenn die eigenen Vorstellungen eines lebenswerten Viertels mit den Bedürfnissen anderer Bevölkerungsgruppen in Konflikt stehen. Die neue Planungskultur vor allem der 1970er Jahre wird deshalb auch als der eigentliche Ausgangspunkt des Gentrifizierungsprozesses verstanden: Nicht mehr soziale Durchmischung und Hebung der Lebensqualität vor allem der ärmeren Schichten wurden seitdem zum bestimmenden Faktor einer zentral organisierten Stadtplanung, sondern das räumliche Wohlbefinden derer, die sich besonders öffentlichkeitswirksam artikulieren können und so ihre grundlegende Forderung – „Deregulierung“ der Stadtplanung – durchsetzen konnten.

Darüber hinaus gelingt es Haumann, nachdem in der letzten Zeit vermehrt der Sozial- und Kulturgeschichte des „Experten“ nachgegangen wurde, auch den „Betroffenen“ als gleichfalls sozial konstruierte Figur in den Vordergrund zu rücken – dem wenigstens ebenso viel Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Der Autor macht hierzu Vorschläge, die es wert wären, weiter verfolgt zu werden.

Jonathan Voges, Hannover

Zitierempfehlung:

Jonathan Voges: Rezension von: Sebastian Haumann, „Schade, daß Beton nicht brennt...“. Planung, Partizipation und Protest in Philadelphia und Köln 1940–1990 (Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsfor-schung, Bd. 12), Steiner Verlag, Stuttgart 2011, in: Archiv für Sozialgeschichte (online) 53, 2013, URL: <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81463>> [8.5.2013].